

Engel und Teufel im „Fallenden Stern“

Bemerkungen zu einem Myst erienfilmspiel Harald Brauns

Der „fallende Stern“ dieses Films ist nichts anderes als der Halleysche Komet, auf den die Menschen der Jahrhundertwende starren. Manche von ihnen erwarten das Weltende, andere empfinden nur das angenehme Gruseln. Harald Braun stellt dieses Ereignis, dessen sich viele Lebende noch erinnern, in eine Rahmenhandlung, die in einem Flüchtlingslager spielt. Was damals Möglichkeit war, ist Wirklichkeit geworden. Nicht Kometen, aber Bombenteppiche sind vom Himmel gefallen und haben Menschenleben und Wohlstand vernichtet und schon steigt ein neuer Komet auf, der noch bedrohlicher und näher ist, die Atombombe. Die Menschheit spürt eine neue, schrecklichere Angst. Sie steht zwar nicht auf den Dächern, um durch Ferngläser und Brillen für ein paar bängliche Stunden auf den Kometen zu starren, möchte sich aber tief in die Erde verkriechen, damit ihr gefährdetes Dasein dort „bomben“sicher sei.

Daß solcher Zustand bei Lagerinsassen eine andere Reaktion hervorruft als bei den Saturierten, versteht sich. So kommen denn die DPS zu dem Schluß: Laßt uns ausschweifen, denn morgen sind wir tot! Und so beginnt der Film mit einer Tanzorgie in einer Lagerschenke, aus dem ein — nur ein! — Mädchen flieht, um sich vor den Flüchtlingszug zu werfen. Die Lagerleiterin kann sich darum nicht kümmern, sie hat zu viel im Kopf. Doch plötzlich beginnt ihr Gewissen zu pochen. Sie läuft der Selbstmörderin nach und . . .

Hier beginnt nun das Besondere dieses Films. Der Lokomotivführer ist ein Engel. Er vermag vor Schlimmem zu warnen, zu Gutem zu raten. Einem wüsten Kerl, der ihn schlägt, reicht er eine Zigarette (eine Verniedlichung der Geste Christi). Er kann sogar noch mehr, nämlich Seil tanzen. Er tut es in dem nun einsetzenden zweiten Teil des Films, der zur Jahrhundertwende zurückblendet.

Hier tut sich die Welt der Saturierten auf, von der uns in der Familie des Optikers Hollreiser ein typisches Dreieck gezeigt wird. Da ist der wohl-situierte Vater (Dahlke), die um erträumte Genüsse gekommene Frau Lore (Uhlen), und das Töchterchen Elisabeth (A. Völkner). Letzteres stellt die Lagerleiterin der Rahmenhandlung in ihrer Jugend dar.

Die anscheinend geordnete Ehe der Eltern bricht in dem Moment auseinander, als das Kommen des Kometen den Rest des Erdenlebens auf ein paar Stunden zusammenzupressen droht. Der Optiker beruhigt, die Gefahr werde vorübergehen, die Frau aber wird von einer unwiderstehlichen Gier gepackt, die verpaßten Freuden komprimiert nachzuholen, und so läßt sie sich (nach den Einflüsterungen einer geheimnisvollen Glaskugel) von dem Illusionisten Lenoir — dem einstigen Lagerkneipenwirt — mit einem luxuriösen Kleid beschenken, in dem sie, sich vergeblich anbietend, zu einem Herrn geht, der aber eine andere liebt. In ihrer Enttäuschung stürzt sie sich in das geräuschvolle Leben der Halley'schen Nacht und kommt dort unter Rädern zu Tode. Der Vater schließt sich mit dem Töchterchen ein und öffnet den Gashahn, dann aber packt ihn ein konvulsives Gelächter und er schließt den Gashahn wieder.

Das Kind rennt zu den prunkvollen Darbietungen, die Lenoir gelegentlich der Himmelserscheinung auf den Dächern der Stadt veranstaltet, und vertraut sich einem Seiltänzer — dem ehemaligen Lokomotivführer und immerseienden Engel — an, der es sicher auf seinen Schultern über die Tiefe der Straße tragen wird. Bis zur Mitte gleitet der Engel, auf geschmeidigen Sohlen, ohne Tadel, doch ruft der Illusionist jovial-bösartig das Mädchen an und erzielt den gewünschten Effekt, daß es sich fürchtet. Der Engel-Seiltänzer kehrt um, denn Vertrauen verloren — alles verloren. (Hier wird die christliche Mission des Films ganz deutlich.)

Und nun geht es vom Kometen, der nicht herabstürzte, wieder zum Flüchtlingslager, das — von der Furcht vor dem Ende beschattet — immer noch steht. Auch das Mädchen, das den Tod auf den Schienen suchte, ist noch da. Soeben holt die Lagerleiterin sie ein: Du darfst nicht . . . Warum nicht? Weil man inzwischen begriffen hat, daß man sich lieben muß, daß man nicht nur an sich selbst denken darf, sondern auch an den nächsten. Dies ist der Weg, der Lebensangst Herr zu werden. Aber eine letzte Zerreißprobe der Nerven naht, denn der Engel läßt seinen Zug mit Volldampf anlaufen. Seine bisherige

Milde weicht einem energischeren Zuge: er zwingt die beiden zwischen den Schienen kauern den Frauen, aufzuspringen und sich vor der Zermalmung zu retten. Was bedeuten könnte (denn dieser ganze Film ist trüchtig vom Bedeuten-Sollen): Nun aber nicht mehr länger gezögert!!!

★

Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum, wird mancher sagen, der dem Referenten gefolgt ist. Aber hier ist der Film wirklich zu Ende. Nicht aber ist zu Ende das, was er aufrührte. Was rührt er auf? Die Lebensangst der Menschen.

„Der fallende Stern“ ist ein Diskussionsfilm. Er richtet einen Stein des Anstoßes auf. Niemand kommt an diesem Stein (und es ist ein Brocken!) vorbei. Laien und Priester haben sich über ihn erregt, an ihm erhitzt, Anschauungen an ihm geklärt. Aber die Erziehungsmethode des Streifens ist verwirrend. Sie ist ein faustisches Stück und ein christliches Mysterienspiel zugleich. Das Auge kommt unsäglich, fast schmerzhaft reichlich zu seinem Recht. Mehr und mehr Material gießt das Füllhorn der von Richard Angst gemeisterten Kamera über den Beschauer aus und erdrückt ihn. Was sicherlich der Autor gewollt hat, um ihm so dringender den Wunsch zu erwecken, „erlöst“ zu werden, und wofür er das Rezept bereit hält: zu glauben, zu vertrauen, auf die Schultern des Engels zu steigen und wie ein Kind den Abgrund (ihn nicht schauend!) zu überwinden. Was das genaue Gegenteil von dem wäre, was ein Denker, Friedrich Nietzsche, empfiehlt: Den Abgrund sehen, aber mit Kraft!

★

Hier ist nicht Raum genug, um in eine Kritik der Filmgestaltung einzutreten. Für eine künftige Behandlung ähnlicher Themen aber wäre anzuraten, den Engel mit einem dem Teufel ebenbürtigen Darsteller zu besetzen, damit dem Brauch, Engel weichlich darzustellen, endlich einmal gesteuert werde. Rilke sagt in der zweiten Elegie: Jeder Engel ist schrecklich!

H. Sch.